# Protestantenblatt.

## Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von **R. Emde, Bremen,** und **D. M. Fischer, Berlin.**

**41. Jahrgang.**

**1908** **Berlin-Bremen, den 11. März.** **Nr. 11**

Erscheint jeden Mittwoch. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

**Inhalt:** Der Kämpfer. Von Ch. Ph. Heil. — Zum Gedächtnis Alexander Schweizers. Von D. Paul Mehlhorn. — Darwinismus und Lamarckismus. Von Prof. D. W. Grosse. — Gewaltpolitik. Von Saxo. — Allerlei. — Vom Büchertisch. — Anzeigen.

## Der Kämpfer.

„Leben heißt: tief einsam sein“
Friedrich Hebbel.

Jesus kommt mit seinen Getreuen vom letzten gemeinsamen Mahl. Der wilde Sturm der sich überstürzenden Ereignisse hat seiner Seele tiefste Tiefen aufgewühlt. Die Würfel sind gefallen. Judas war mitten unterm Essen aufgestanden und war hingegangen. Und als er ging, da legte sich auf die Bleibenden mit dumpfem Druck schwere, bange Ahnung von Kommendem. Auch vor Jesu Seele trat deutlich das furchtbare Müssen in seinem Geschick. Was nun die nächsten Tage und Stunden auch brachten, eins war gewiß: am Schlusse stand der Tod. Wie sie dort im Saale beieinander saßen, da hatte er das Geschick, das sich ihm zeigte, innerlich überwunden. Da war seine Seele von den Wogen der Gefühle hoch empor getragen worden zu der frohen, befreienden Erkenntnis, daß sein Tod vielen zugute kommen werde. Daß sein Dienst bis zum Tode den Bund des neuen Gottes, der Vater ist, mit der Menschheit weihen werde. Sein Geist erhebt sich, ledig der Erdenschwere, in lichte, freie Höhen, hoch über die Todesangst hinaus. Denn „Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibt die Furcht aus.“

„Und als sie den Lobgesang gesprochen hatten, gingen sie hinaus an den Ölberg.“ Aus dem hellen Saal mit seinem trauten Frieden hinaus in die dunkle Nacht. Da ist die feste Zuversicht, der kühne Glaube, die heiße Liebe, sind all die stützenden Gedanken, welche wie gute Geister ihm das Haupt umschwebten, hinweggenommen. Das Zagen und Bangen kommt wieder. Das dunkle Todesgeschick steht wieder mit grausamer Deutlichkeit vor ihm, und kein Lichtstrahl ist mehr da, der die schwarze Nacht erhellen könnte. Das ist ja sicher und gewiß: er muß hinein ins Leiden und in den bittern Tod; er darf nicht zagen und sich scheuen, denn es ist ein Teil der Aufgabe, die Gott ihm gab. Für den, der das Wort sprach: Wer sein Leben erhalten will, der muß es aufs Spiel setzen und verlieren — für den gibt es kein Zurück. Aber es war doch hart, dem Tod entgegenzugehen, freiwillig zu verzichten auf das Leben, das schöne, reiche, geisterfüllte, kraftdurchbrauste Leben. Gibt es nicht doch ein Zurück? . . . Das Leben! Leben ist Arbeit, Leben ist wirken und schaffen. Und er? Konnte er ferner noch wirken und schaffen, wenn er nun zurückwich? Mußte er nicht aufgeben all seine großen Gedanken und all seine leuchtenden Ziele? Ein solches Dasein führen hieß aber, mit eigener Hand sein besseres Teil, sein geistig Leben töten. — Da stand er wieder, der dunkle Schatten, der Tod. Da war wieder die heiß aus dem Innersten quellende Frage und Bitte: „Mein Vater, es ist dir alles möglich; überhebe mich dieses Kelches. Doch nicht, wie ich will, sondern wie du willst!“

Das Herz voll Weh, voll Fragen und Bitten, so kommt der Heiland dann zurück, zu der Stelle, wo er die drei Treuesten zurückgelassen hatte. Sie sollten einen Teil des Glaubens und des Zutrauens zu Gott und zu seiner in den Schwachen mächtigen Kraft, das er einst in ihre Herzen gelegt hatte, ihm jetzt wiedergeben. Aber sie schliefen. So blieb ihm auch dieses Schwerste nicht erspart in seinem harten Kampfe: daß sie ihn allein ließen. Als das Grauen des Lebens vor dem Tode seine Seele faßte, als er mit sich selber um die Erhaltung seiner Seele rang, da hat er kein verständnisvoll, mitfühlend Herz gefunden. „Leben heißt: tief einsam sein.“

Und er ging noch einmal und er ging zum dritten Mal in die Einsamkeit. Und wieder und zum dritten Mal begann in seinem Innern mit erneuter Wucht der Sturm zu wüten. Und wieder gingen hoch durch seine Seele die wilden Wogen der erregten Gefühle. Und wieder betet er dieselben Worte. Und wie er betet, sieh', da glätten sich die Wogen, da wird es still in Jesu Seele. Er hat den Sieg gewonnen. Er hat aufs neue sich durchgerungen zu dem festen Glauben: Wer das Leben dranwagt, der wird es finden. Und nun ist der süße Friede in seine Brust gekommen. Nun ist seine Seele gleich der heiteren, stillen Meeresfläche, wie sie breit und glänzend liegt, wenn des Sturmes wilde Wut wieder vorüber gebraust ist. Und nur noch die letzten dunklen Wolkenfetzen fliehen durch die blaue Luft dem Horizonte zu und werfen ihr flüchtig enteilendes Bild in die spiegelnden Wasser. Dauernd aber blickt aus ihrer Fläche der heiteren Sonne strahlend Bild voll Ruh und tiefen Friedens. — So heiter und so still ist Jesu Sinn geworden. Der Kämpfer von Gethsemane hat gesiegt.

Uns zugute. Nun fürchten wir uns nicht so sehr. Denn die völlige Liebe treibt die Furcht aus.

Ch. Ph. Heil.

## Zum Gedächtnis Alexander Schweizers.

Von D. Paul Mehlhorn.

Am 14. März sind hundert Jahre verflossen, seit zu Murten im Kanton Bern Alexander Schweizer

geboren ward, einer der großen Theologen der Züricher Hochschule aus dem 19. Jahrhundert, die auch auf die Entwicklung der Theologie im protestantischen Deutschland Einfluß gewonnen haben. So ziemt es uns, auch im Protestantenblatt seiner zu gedenken, und einem von den wenigen Reichsdeutschen, die selbst zu seinen Füßen gesessen haben, darf es als Pflicht und Recht zugleich erscheinen, ein Gedächtniswort zu schreiben. Wer mehr von seinem Leben wissen möchte, lese seine Selbstbiographie.*)

Während der Vater nach einander verschiedene Pfarrämter im Kanton Bern verwaltete, darunter auch das von Guttannen am Fuße der Grimsel, wo Alexander in Ferienzeiten die ganze Romantik des Berner Oberlandes genoß, empfing der Sohn seine Gymnasialbildung hauptsächlich in Basel, wo Vinet sein bedeutendster Lehrer war, und in Zürich. Darüber, daß bei weitem nicht alle seine anderen geistigen Führer ihrem Beruf gewachsen waren, tröstete er sich wenigstens in seinen späteren Aufzeichnungen mit der Erwägung, daß ungeeignete Lehrer „vielleicht ein unentbehrliches Element jeder Anstalt seien, damit die jungen Leute von strengem Schulzwang sich immer wieder erholen und dort brachliegende Anlagen in Späßen und Schulstreichen entwickeln können. Leider war es (in Zürich) gerade der Religionslehrer, vor dessen Stunden man bisweilen Fliegen fing, in Kartenhäuser mit kleinen Fensteröffnungen einsperrte, sie benetzte und Mehl hineinblies, damit während der Stunde die seltsamen weißen Fliegen, etwa gar auf den Arm des Lehrers niedersitzend, sein höchstes Erstaunen erregten."

Unter kümmerlichen äußeren Verhältnissen, die ihm 1826 durch die Aufnahme in das staatliche Alumnat erleichtert wurden, schlug sich Schweizer durch die Züricher Studienzeit durch. Seine rednerische Ausbildung wurde weit mehr im Turn- und im Zofingerverein (etwa der schweizerischen Burschenschaft), deren Vorsitz er führte, als durch die höheren Schulklassen, die theologische eingeschlossen, gefördert. Nachdem er 1831 das theologische Examen bestanden hatte und ordiniert worden war, erhielt er auf Verwendung eines seiner theologischen Lehrer, des Professors und Chorherrn Dr. Schultheß, ein Stipendium zum Besuch einer deutschen Universität. Hochbeglückt wählte er Berlin, wo er vom Frühjahr 1832 an vor allem Schleiermacher auf Kanzel und Katheder hörte und ihm auch persönlich nahe trat. Vielleicht mit Recht hat man A. Schweizer Schleiermachers hervorragendsten Schüler genannt. Er hat diesen Meister aufs höchste und dankbarste verehrt und wesentliche Gedanken sich von ihm angeeignet; er hat später Schleiermachers Wirksamkeit als Prediger in einer besonderen Schrift gewürdigt und seinen Entwurf eines Systems der Sittenlehre im Auftrage der Witwe und des Schwiegersohnes, des Berliner Predigers Jonas, aus seinem handschriftlichen Nachlaß herausgegeben, und es war ihm eine besonders teuere Erinnerung, daß er bei einem späteren Besuch in Berlin (1834) noch 14 Tage vor seinem Tode einen Abend mit ihm verleben und sich fast ausschließlich seiner Unterhaltung erfreuen durfte. Aber seine wissenschaftliche Selbständigkeit verlor er auch an ihn nicht. Sie spricht sich schon in dem Tagebuch des Vierundzwanzigjährigen deutlich aus, in der Kritik, die er an Schleiermachers Vorlesung über das Leben Jesu ausübt: „Von hoher Verehrung Christi scheint mir die ganze Operation bestimmt, und doch sollte diese Verehrung sich (natürlich nicht tatsächlich, aber wissenschaftlich) erst aus dieser ergeben, nicht ihr vorangehen. Die Hauptsache, die spezifische Dignität**) Christi ist rein philosophisch entwickelt und gar nicht aus dem dazu auch kaum genügenden Material. Dieses Verfahren bei so streng wissenschaftlichen Begriffen ist mir ein Rätsel. Tiefere Fassung des Christentums als einseitig rationalistische entspricht meinem Entwicklungsgange, aber werde ich je eine spezifische Unterscheidung Christi von allen Menschen glauben und wissenschaftlich erkennen? Diese Erörterung hat mich noch nicht überzeugt." Eine positive Darlegung seiner Anschauung über diese Frage hat Schweizer schon 1834 von Leipzig aus und nochmals 1837, als er schon Professor in Zürich war, in der Abhandlung „Das Leben Jesu von Strauß im Verhältnis zur Schleiermacherschen Dignität des Religionsstifters" in den Theol. Studien und Kritiken gegeben. „Wenn Strauß den steten Fortschritt von Geschlecht zu Geschlecht behauptet, so war nachzuweisen, daß es Lebensgebiete gibt, in welchen ein durchaus anderes Gesetz waltet, daß belebende Personen Massen an sich ziehen und größer bleiben als ihre Jünger und Gläubigen."

Noch vieles Interessante weiß Schweizer von seinen Berliner Studien, Arbeiten, Bekanntschaften und Erlebnissen zu erzählen. Ich erwähne nur seine Schilderung Neanders und des Verkehrs in dessen Hause im Vergleich mit Schleiermachers Persönlichkeit und geselligem Leben, sein freundschaftliches Verhältnis zu Prediger Sydow und die Einführung des Predigers Jonas in sein Amt an der Nikolaikirche durch den Propst Roß, der für seine Rede den Text gewählt hatte: „Gehe hin, Jonas, in die große Stadt Ninive und predige!"

Einige auf Veranlassung von Schultheß gedruckte Abhandlungen brachten Schweizer, dem juvenis non tam splendidis quam solidis ingenii animique dotibus pollens*), wie ihn sein Gönner charakterisierte, eine weitere Stipendienrate ein, mit deren Hilfe er nach dessen Wunsch Ostern 1833 die Universität Jena besuchte, wo damals noch Baumgarten-Crusius und schon Eduard Schwarz und Karl Hase lehrten. Aber bereits zu Pfingsten siedelte er nach Leipzig über. Hier übernahm er für seinen kranken Landsmann, den Pastor Hirzel, den er schon auf der Reise nach Jena besucht hatte, eine Predigt und wurde auf diese hin sofort als Hilfsprediger an unserer reformierten Gemeinde angestellt, so daß wir mit Stolz auch in diesem Sinne sagen dürfen: Er war unser!

Auch Leipzig bot ihm viel Gelegenheit zur Weiterbildung, und seine Stellung ließ ihm viel freie Zeit zu wissenschaftlicher Arbeit, so daß er nicht übel Lust hatte, hier sich eine Hütte zu bauen. Aber schon 1834 rief ihn die Heimat. Er begann an der neugegründeten Hochschule zu Zürich zu wirken, der er 54 Jahre lang angehört hat, zuerst dem Namen nach als Privatdozent, in Wirklichkeit aber als Vertreter zweier invalider außerordentlicher Professoren (für neutestamentliche und praktische Theologie), seit 1836 auch mit Titel und Rang eines außerordentlichen Professors, seit 1840 als ordentlicher. In demselben Jahr empfing er auf Anregung von de Wette und Hagenbach von der Baseler Fakultät die Würde des Dr. theol. Auch als 1849 und 50 andere Universitäten, Heidelberg, Marburg und Bern, ihn für sich zu gewinnen suchten, blieb er seinem Zürich treu. Neben seiner akademischen Tätigkeit war er seit 1834 zugleich Vikar und 1844 bis 1871 Pfarrer am Großmünster. Fünf Bände gedruckter Predigten zeugen von seiner gesegneten Wirksamkeit in diesem Amte. Zweimal hat er sich einen Hausstand gegründet. Seine erste Gattin, eine Deutsche, die er in Berlin kennen gelernt und 1835 heimgeführt hatte, wurde ihm schon am ersten Jahrestag der Trauung nach der Geburt eines Töchterchens durch den Tod entrissen. Etwa 7 Jahre später vermählte er sich noch einmal mit einer Schweizerin, einer Tochter des angesehenen Fabrikbesitzers Hürlimann.

Die stürmischste Zeit seines Lebens war das Jahr 1838—1839. Damals setzte eine aus radikalgesinnten Mitgliedern bestehende Regierung die Berufung von D. F.

*) Professor Dr. theol. Alexander Schweizer. Biographische Aufzeichnungen, von ihm selbst entworfen. Herausgegeben von Dr. Paul Schweizer. Mit Portrait in Lichtdruck. Zürich, Schultheß, 1889.

**) Würde.

*) dem jungen Mann von mehr gediegener als blendender Begabung.

Strauß in eine der beiden ordentlichen Professuren durch und entfesselte dadurch einen solchen Sturm in den streng kirchlich gesinnten Volkskreisen, daß der Ernannte gar nicht wirklich herbeigerufen werden konnte, sondern mit einer Pension abgefunden wurde. Der maßvolle und besonnene Schweizer hatte seinen Standort „weder bei der radikalen Politik" nehmen können, „die alle Weisheit verleugnete, noch bei den stürmischen Glaubensmännern, die alle freie theologische Wissenschaft eingedämmt hätten." Er war es, der das Gutachten der theologischen Fakultät abzufassen hatte, und er tat es „abratend, ernstlich warnend vor einem Wagnis, welches man vielleicht nicht durchzuführen vermöge, übrigens die Bereitwilligkeit aussprechend, den Kollegen, wenn er doch berufen würde, kollegialisch aufzunehmen."

Auch sonst hat er sein wohlerwogenes Urteil in kirchlichen und staatlichen Angelegenheiten seinem Kanton zur Verfügung gestellt als langjähriges Mitglied des Kirchenrats und auch im Großen Rat. Nach schweizerischem Sprachgebrauch wurde der Mann, der allen Extremen, jeder anmaßenden Einseitigkeit und jeder stürmischen Überstürzung abhold war, zu den Vermittlungstheologen gerechnet; nach deutschen Begriffen aber gehörte er entschieden zur theologischen Linken und war einer der Mitherausgeber der Protestantischen Kirchenzeitung. Wie widerwärtig ihm z. B. das preußische Hochkirchentum der 50er und 60er Jahre war, zeigt uns sein Bericht über die Halbjahrhundertfeier der Berliner Universität von 1860, bei der er die Züricher vertrat: „Es wurde (bei einem Festmahl der Theologen) viel und fromm toastiert, vom Oberhofprediger Hoffmann mit dem Champagnerglas in der Hand vom Herrn Christus geredet, während ich mit Hase aus Jena von alten Zeiten mich unterhielt. . . . Bei so schwüler Luft verließ ich das köstliche Diner viel früher, als eigentlich anständig war, um mit meinem ehemaligen Philister ein Glas Weißbier zu trinken und so der gealterten Familie eine große Freude zu bereiten."

Sein Hauptgewicht legte Schweizer neben der direkt beruflichen auf die damit zusammenhängende schriftstellerische Tätigkeit. Wir können hier nicht auf alle seine zahlreichen literarischen Arbeiten auf allen Hauptgebieten der Theologie eingehen. Für Belehrung durch andere Forscher blieb er gern zugänglich; so hat er nach Baurs epochemachenden Untersuchungen seinen eigenen Versuch, im Johannes-Evangelium galiläische und judäische Abschnitte zu unterscheiden, als unhaltbar aufgegeben. Nur auf zwei Hauptwerke von je 2 Bänden aus dem Gebiete der systematischen Theologie will ich kurz hinweisen, auf „Die protestantischen Zentraldogmen in ihrer Entwicklung innerhalb der reformierten Kirche" (Zürich 1854 und 56) und „Die christliche Glaubenslehre nach protestantischen Grundsätzen" (2. Aufl. Leipzig 1877). Er selbst sagt im Hinblick auf das erstgenannte und verwandte Werke, er habe die alte reformierte Dogmatik wieder zutage gefördert, „nicht aus spezifischer Bevorzugung der Konfession, in welcher er geboren war, wohl aber überzeugt, daß ein zur Mode werdendes Sonder-Luthertum die alte reformierte Dogmatik verwerfe, ohne sie zu kennen, und doch gerade durch diese sehr heilsam ergänzt würde. Die arbeitreiche Forschung in längst vergessenen dickleibigen, zahlreichen Büchern konnte um so unbefangenere Ergebnisse bieten, je mehr dem Arbeiter ausgemacht war, daß der Protestantismus über beiderlei Dogmen längst hinaus entwickelt ist, gerade darum aber seinen Zusammenhang mit früherer Lehrweise wohl im Auge zu behalten hat." In seiner eigenen Glaubenslehre sucht er denn nicht Vergangenes künstlich wiederzubeleben, sondern den für die gegenwärtige protestantische Christenheit „wirklich glaubbaren Glauben zu lehren", und zwar vom Standpunkt einer weitherzigen Union aus. In dem Vorwort zur 2. Auflage findet sich jene klassische Kritik einer selbstquälerischen, erkünstelten „Gläubigkeit": „Einst haben die Väter ihren eigenen Glauben bekannt, jetzt hingegen müht man sich ab, ihre Bekenntnisse zu glauben. Mit dem Apostel konnten sie sprechen: Ich glaube, darum predige ich; jetzt aber hat sich vielen auch dieses umgekehrt zum stillen Geständnis: Ich bin Prediger, Theologe, Gemeindeglied, darum glaube ich oder muß mich bemühen, glauben zu können." So ist denn wohl ihm selbst die gehaltvolle und doch das Gewissen auch des freiesten Theologen nicht bedrückende Formulierung des Züricher Amtsgelübdes zu danken, die im wesentlichen auch von den sächsischen und der Hamburger reformierten Gemeinde übernommen worden ist: „Das Wort Gottes, d. h. Gesetz und Evangelium, zu predigen nach den Grundsätzen der evangelisch(-reformierten) Kirche gemäß den heiligen Schriften, besonders des Neuen Testamentes." „Bedarf es denn mehr?" fragt Schweizer mit Recht (Glaubenslehre I, 34, Anm. 2).

Die Glaubenslehre war Schweizers Lieblingsfach, aber sie gehörte nicht zu dem Kreise seiner Vorlesungen, solange A. E. Biedermann an seiner Seite stand. Erst als dieser jüngere Kollege ihm 1885 in den Tod vorausgegangen war, hat er auch Glaubenslehre g e l e s e n, nicht bloß geschrieben, bis ihn die Abnahme seiner Sehkraft zur Niederlegung seines Amtes nötigte, kurz vor seinem am 3. Juli 1888 erfolgten Tode. Nur ein dogmatisches Konversatorium hatte er schon früher gehalten, und die Anzeige eines solchen für das Sommersemester 1872 übte auf mich die allergrößte Anziehungskraft aus, als ich, lieben schweizerischen Studienfreunden nachfolgend, von den Kalkbergen an der Saale hellem Strande mich den grünen Höhen am Züricher See mit der Kette der Schneeberge im Hintergrunde zuwandte. Anderes half allerdings mitziehen, auch abgesehen von der Freundschaft und der Herrlichkeit der Natur, und noch heute gedenke ich dankbar meiner Züricher Professoren, unter denen ich außer den beiden schon genannten noch den alten Kirchenhistoriker Fritzsche, ferner Keim, der den deutschen Landsmann aufs freundlichste aufnahm, und den noch lebenden verehrten Kesselring hörte, sowie des gewaltigen Reformpredigers Heinrich Lang.

Leider kam ebenso wie ein Volkmarsches Privatissimum auch die dogmatische Gesellschaft Schweizers nicht zustande. Bei der nicht allzu großen Frequenz der theologischen Fakultät hatte sich noch niemand außer mir gemeldet, und Schweizer, der in jenen Jahren durch ein schweres, später glücklicherweise wieder gehobenes Gemütsleiden seiner Frau gedrückt und stark in Anspruch genommen war, schien es als eine willkommene Entlastung zu empfinden, wenn er keine weiteren Meldungen erhielt. Er bot mir zwar an, mich gelegentlich mit Fragen an ihn zu wenden, aber ich wagte als jugendlicher Fremdling den berühmten Mann mit meinen Anliegen nicht zu belästigen, zumal da er äußerlich etwas Kühles und Verschlossenes an sich hatte, was schon in seinen Schulzeugnissen mehrfach hervorgehoben wird. Als ich dann freilich beim Abgang mir den Besuch seiner Vorlesung über Pastoraltheologie von ihm bescheinigen ließ und er ganz freundlich fragte, warum ich nicht gekommen sei, und als mir nachher in meinem letzten Semester in Leipzig sein alter Freund, nunmehr einer meiner Amtsvorgänger, Pastor Howard (der am 2. März auch sein 100. Lebensjahr vollendet haben würde), erklärte, ich hätte ruhig von Schweizers Anerbieten Gebrauch machen dürfen, denn er habe nie bloß liebenswürdige Redensarten gemacht, da bedauerte ich lebhaft, daß ich mir die Gelegenheit, so unmittelbar persönlich aus dieser Weisheitsquelle zu schöpfen, hatte entgehen lassen.

In unserer rasch lebenden Zeit werden wohl A. Schweizers Schriften schon nicht mehr viel studiert, während sie es doch reichlich verdienen. Seine ruhige, gründliche, unbefangene und doch zu religiös befriedigenden Ergebnissen gelangende Forscherarbeit sollte unser nervöses Geschlecht nicht unverwertet liegen lassen. Theologen und Nichttheologen unter unseren Lesern aber möchte

ich endlich noch sagen, ein wie guter Deutscher dieser Schweizer zugleich war. Während des deutsch-französischen Krieges, in der letzten Zeit seiner pfarramtlichen Wirksamkeit, hat er drei auch im Druck erschienene Zeitpredigten gehalten, die „kundgeben sollten, daß damals schon trotz des Tonhalleskandals in Zürich das gute Recht der deutschen Sache öffentlich anerkannt worden ist. Ohnehin schien es mir für unsere Eidgenossenschaft höchst erwünscht, daß zu dem bisher einzigen mächtigen Nachbar, der uns seine Übermacht derb genug hatte fühlen lassen, nun ein zweiter Nachbar, zur Großmacht geworden, als Gegengewicht hinzukomme."

# Darwinismus und Lamarckismus.*)

Da die noch dazu mißverstandenen Einseitigkeiten und dogmatischen Fehlschlüsse des sogenannten Darwinismus immer tiefer in unser geistiges Leben hemmend und mißleitend eingreifen, soll eine treffliche Gelegenheit, darüber zu reden, nicht verloren gehen. Ein deutscher Zoologe hat das Werk dem bekannten Kunsthistoriker Ad. Bayersdorfer in München gewidmet und damit wohl ausdrücken wollen, daß er im Organischen nicht nur die kalte, nüchterne Kausalität, sondern auch den Endzweck gelten lassen will, der von innen heraus mit Rücksicht auf einen zu erreichenden, wünschenswerten Zustand wirkt und nicht mehr dem an endloser Kette von Ursache und Wirkung schaffenden rein mechanischen Weltgeiste die Alleinherrschaft überläßt. In der Tat zeigt sich immer mehr, daß im Organischen nicht der Mechanismus allein Ursache sein kann und daß man vorläufig im Biologischen mit Physik und Chemie allein nicht auskommt. Das hat äußerlich seinen Ausdruck darin gefunden, daß eine immer stärker anwachsende Gruppe von Forschern sich um die neu entrollte Fahne des alten „Vitalismus" scharte, der, nachdem die Unzulänglichkeit physikalischer-chemischer Forschung im Organischen erkannt war, eine besondere, von Anbeginn vorhandene „Lebenskraft" zugrunde legte, die in allen Lebenserscheinungen wirksam sei. Eine solche oder ähnliche Annahme — sie ist vielfach verändert worden — hat natürlich ihre großen Mißstände und Unannehmlichkeiten für Leute, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, alle Vorgänge in der Natur auf die einfachste Weise zu beschreiben und die eine reine und unverfälschte Naturgesetzlichkeit fordern müssen, wenn sie nicht vollends an der Lösung ihrer Aufgabe verzweifeln wollen. Pauly will nun im Anschluß an P. N. Koßmann, der Ähnliches bereits 1899 in seinen „Elementen der empirischen Teleologie" gefordert hatte, eine neue Fragestellung aufwerfen, der Forschung gewissermaßen neue Ausgangspunkte darbieten, um einerseits den öden Schranken des dogmatischen Materialismus auszuweichen, andererseits die Charybdis der „Lebenskraft" zu vermeiden. Zu diesem Behufe, meint der Verfasser, muß man das, was man bisher als Folge betrachtete, nämlich das Psychologische und Seelische, als Ursache anerkennen. Das Seelische ist also in seinen elementaren Formen das Primum und enthält die Keime alles künftigen Werdens. Die Wissenschaft hat vorläufig nicht die Aufgabe, dieses „Ursprüngliche" aus materiellen, mechanischen Ursachen zu erklären, sondern sie soll zeigen, wie das organische, zweckmäßige Leben aus diesen psychischen Anfängen durch mechanische Mittelglieder zustande kommt.

Man sieht schon, daß hier eine Reihe von wissenschaftlichen Vorurteilen zu beseitigen sind, in die uns der einseitige Darwinismus, der nur mit den äußeren Mitteln der Auslese und Anpassung arbeitet, verstrickt hat. Wir müssen diese darwinistischen Scheuklappen, die ja als wertvolle Forschungsmittel gewiß ihre Dienste getan haben, abwerfen. Sie haben in dem systematischen Aufbau und in der Gruppierung der Organismen unschätzbaren Nutzen gebracht, andererseits aber haben sie die Forschung daran gehindert, dem Kernpunkt des organischen Werdens näher zu treten und ihn frei und unbefangen zu behandeln. Wenn wir nämlich die Fundamentalfrage beantworten wollen, wie die Seele sich durch mechanische Mittel als Künstlerin ihre Organe, Werkzeuge und Funktionen schaffe, so müssen wir ja zur vielgeschmähten, weil viel gemißbrauchten, Zweckmäßigkeitslehre zurückkehren, die unter der falschen Ausdeutung der älteren Theologie so viel Unheil anrichtete. Damals wurde die Welt lediglich als Werk und Tempel Gottes betrachtet. Ihm sollte an allen Enden Lob und Preis ertönen, weil er alles so „herrlich" gerichtet. Nun wir brauchen keinen Gott, der „nur von außen stieße, Das All am Finger laufen ließe". Die Zweckmäßigkeit ist eine innere, und wie sie dahin gekommen ist, hat die Naturwissenschaft nicht zu entscheiden. Jedenfalls dürfen wir heute nicht mehr, wie es die Darwinisten tun, jede zweckmäßige Einrichtung für einen im „Kampf ums Dasein" erworbenen oder durch „Auslese" vererbten Zufall ansehen. Wir wollen vielmehr mit Pauly annehmen, daß jedes anatomische Element des zusammengesetzten Organismus eine Subjektsempfindung habe, so daß es imstande sei, ein vorhandenes Bedürfnis wahrzunehmen und etwa vorhandene Mittel zur Befriedigung desselben bereit zu stellen. In der Tat hat man da, wo die Lebensverhältnisse einfach und übersichtlich sind, Strömungen gefunden, die auf chemische Ursachen und Bewegungen oder auf Oberflächenspannung zurückgeführt werden können. Man hat die Versuchsbedingungen geändert und die dadurch bedingte Veränderung des Verhaltens genau verfolgt. Wir erfahren so wohl manches über die Lebenserscheinungen und ihre Ursachen, nicht aber, warum dieselben stets zweckvoll sind, warum also von den vielen möglichen Erfolgen gerade der zweckmäßige eintritt. Jedes lebende Wesen macht in seiner Entwickelung ähnliche Änderungen durch, wie Automobil und Fahrrad, die auf Grund wahrgenommener Mängel und Bedürfnisse durch die Intelligenz des Menschen immer mehr vervollkommnet werden. Diese Intelligenz, die Ursache zweckmäßiger Änderungen, welche man früher nach Analogie menschlicher Vorgänge nach außen in den Gottesbegriff verlegte, will Pauly in der Subjektsempfindung, der Seele jeder Zelle, suchen, die ein vorhandenes Bedürfnis wahrnimmt und die Mittel zur Befriedigung bereitstellen hilft. Daß dies Wahrnehmen und Bereitstellen selber höhere geistige Funktionen sind, die noch erst weiterer Untersuchung und Analyse bedürfen, entgeht dem Verfasser nicht. Er glaubt aber, daß sein Ausgangspunkt ein wertvolles Forschungsmittel sei. Die Regulation organischer Vorgänge erfolgt doch nun von innen her, nicht mehr wie bei Darwin von außen, wobei dem Zufall die wesentlichste Rolle zufällt. Diesen Mangel haben Weismann und Roux zu beheben gesucht durch Forschungen über das Keimplasma und die organischen Gewebe. Der Erfolg ist aber wenig befriedigend gewesen.

Der Verfasser geht mit seinen Ideen auf Lamarck und Goethe zurück und verspricht sich von diesem Standpunktswechsel viel. Sein Prinzip ist freilich auch einseitig und unvollkommen, wie dasjenige des Darwinismus, es zeigt uns aber neue Seiten und die alten in anderer Beleuchtung. Wissenschaft muß methodisch sein und daher auch einseitig. Lamarck hatte gelehrt: funktionelle Anstrengung stärkt und verbessert die Organe. Nachher kam Darwin und stellte auf Grund seiner Tierversuche die Zuchtwahllehre auf, die mit zahllosen Einzelwesen, un-

*) Mit besonderer Berücksichtigung des gleichnamigen Werkes von Dr. A. Pauly, Prof. der angewandten Zoologie an der Universität München. Verlag E. Reinhardt, München. M. 7.

bestimmt langen, großen Zeiträumen und zufälligen Ursachen operiert. Da aber doch, um nur eins anzuführen, dem Tier, das sich im Laufe vieler Generationen ein Organ umbilden soll, um sich neuen Verhältnissen anzupassen, der erste Anfang der Änderung nur schadet, statt zu nützen, so mußte man es mit sprungweisen Änderungen versuchen, die man bei einigen Pflanzenarten beobachtet hatte. Im Laufe der Zeit zeigte sich der Darwinismus an allen Ecken und Enden löcherig und reformbedürftig. Man muß eben, wie beim Tunnelbau, auch von der anderen Seite her bauen, und das will der Vorschlag des Verfassers erreichen, bis die Hammerschläge von hier auch dort vernommen werden und die letzte Wand fällt. Die Grundzüge der Lamarckschen Theorie, auf die der Verfasser zurückgehen will, sind im Jahre 1801 entwickelt. Mit der ganzen Energie seines Denkens, die auch von seinem großen Gegner Cuvier anerkannt wurde, geht Lamarck in das Innere, in die Psyche der Lebewesen hinein. „Es ist der Geist, der sich den Körper bildet", die Art der Lebensäußerung bestimmt das Organ. Im Wasser muß die Fischotter, jener im Wasser lebende Marder, seine Schwimmhäute bekommen haben, und so fort in tausend Beispielen. Aber damals war der bloße Mechanismus selber zu wenig bekannt. Heute, dank den gewaltigen Mitteln, die uns die Einzelforschung des vorigen Jahrhunderts aufgespeichert hat, können wir wieder versuchen, ob wir mit Lamarcks Ideen weiter kommen, ob nicht die Psyche, als elementare Lebensäußerung betrachtet, Ursache der organischen Zweckmäßigkeit sein kann. Dann muß freilich der allein seligmachende Materialismus etwas zur Seite rücken und Platz machen. Ist er doch auch schon auf so vielen Gebieten ein böser Tyrann geworden, der manchen Fortschritt hindert.

Die ganze organische Zweckmäßigkeit besteht in der Harmonie zwischen Bedürfnis und Befriedigungsmittel. Diese Harmonie ist eine psychische Leistung, und der Ausgangspunkt ihrer Erforschung ist daher seelischer Natur. Wie in Politik und sozialer Gesetzgebung nach Kompromissen verfahren wird, die zwischen entgegengesetzten Ansprüchen vermitteln, so auch im Einzelorganismus. Von diesem Gesichtspunkt aus hat Helmholtz uns zuerst den herrlichen Bau von Auge und Ohr auffassen gelehrt. Später wies Kullmann nach, daß im Bau der Knochen zwei entgegengesetzte Bedürfnisse des Organismus befriedigt werden, größte mechanische Leistungsfähigkeit und größte Leichtigkeit. W. Roux zeigte sodann, daß das Wandungsmaterial der Blutgefäße auch zwei entgegengesetzte Bedürfnisse befriedige, da es einerseits dem Blutdruck genügenden Widerstand biete, andererseits jeden Widerstand beseitige, der die Bewegung der Blutmasse hindern könne. So wird im menschlichen Körper jene wunderbare innere Harmonie der Teile erreicht, die ihn in den Mittelpunkt der Kunst rückt und unsere tiefsten Gefühle aufrührt. Solche Zweckmäßigkeit und Harmonie kann nur das unmittelbare Erzeugnis eines urteilenden, in uns wohnenden seelischen Prinzips sein. Nur so ist es letzten Endes denkbar, daß eine einzige Zelle, die der Fortpflanzung dient, das aus Billionen Zellen bestehende Ganze vollkommen repräsentieren kann, oder daß Zellen ganz anderer Art und Bestimmung verloren gegangene oder erkrankte Teile neubilden und ersetzen können.

Welche Rolle die Zweckmäßigkeit überhaupt in pathalogischen Erscheinungen spielt, zeigt ein Aufsatz von W. Biegansky in den Ostwaldschen „Annalen der Naturphilosophie". Wenn der Laie an Lamarckismus denkt, so steht ihm der Giraffenhals vor Augen, der durch stetes Herunterholen der Nahrung von den hohen Wüstenbäumen sich verlängert hat, oder der Armmuskel des Turners, der durch steten Gebrauch sich so stark entwickelt hat. Es gehört dahin aber auch der Mittelfinger des Fingertieres, der sich, um aus röhrenförmigen Pflanzenteilen das Mark zu holen, verschmälern und verlängern mußte. Beachten nicht alle unsere Künstler heute die Verschiedenartigkeit der Haltung des Körpers, der Ausbildung und Stellung von Armen und Beinen, die einzelnen Berufen durch ihre Arbeit aufgeprägt sind? Das ist nicht nur ein Ergebnis äußerlicher Umstände, sondern eine Folge der Wechselwirkung zwischen inneren und äußeren Motiven.

Lediglich die Furcht vor einem seelischen Prinzip, das für den Materialismus als etwas Abgeleitetes gilt, hat die großen Forscher bisher daran gehindert, den Kampf ums Dasein und das Überleben des Passendsten da auszuschalten, wo es nicht am Platze ist. Sie konnten sich unter dem Druck darwinistischer Anschauungen nicht dazu entschließen, dasjenige als Ursache anzusprechen, was man bisher stets als Wirkung betrachtet hatte. Vieles war mit den Darwinschen Schlagworten unerklärlich geblieben. So die rudimentären Organe vieler Parasiten und Pflanzen; die wunderbaren Umwandlungen der Fußwerkzeuge des Krebses zu Greif- und Freßwerkzeugen. Beides sind aber treffliche Beweisstücke für den Lamarckismus. Auch in der Biologie hat man an Stelle unzulänglicher mechanischer Erklärungen vielerorts psychologische Äußerungen der lebenden Substanz gesetzt. Wenn sie nicht immer wieder mit Furcht und Zagen an die unangenehmen Begleiterscheinungen einer dialektischen Naturphilosophie gedacht hätte, würde die moderne Psychologie, der ja die Deutung der Zweckmäßigkeit zufällt, schon längst das darwinistische Dogma haben fallen lassen. Man darf hoffen, daß das teleologische Kausalgesetz: Die Ursache jedes Bedürfnisses eines lebendigen Wesens ist zugleich die Ursache der Befriedigung desselben, mehr und mehr Anerkennung und Verwendung findet. Alle reflektorischen Bewegungen und festgewordenen Instinkthandlungen sind Belege dafür, und die Studien über Ganglien und Nerven haben neuerdings eine Theorie der Ermüdung und Erschlaffung hervorgerufen, die auch durchaus zu jenem Satze stimmt. Jede Zelle regelt selbst den Zustrom ihres Sauerstoffes, und der Schüler hat z. B. als köstlichstes Geschenk seiner Natur die Unaufmerksamkeit mitbekommen, um einer zu starken, einseitigen Beanspruchung seines Gehirns auszuweichen. Lust und Unlust sind begleitende Wertgefühle, die zweckmäßig regulatorisch im Sinne unserer Selbsterhaltung wirken. Wie unsere ganze äußere Kultur in Technik und Industrie, in Handel und Wandel aus dem vorhandenen Bedürfnis ihre Zweckmäßigkeit durch richtige Verwendung der vorhandenen Mittel erlangt, so auch der Organismus.

Jedes aus vorhandenen Mitteln geschaffene Zweckmäßige wird wieder Mittel einer neuen Vervollkommnung und so liegt eine aufsteigende, nie abreißende Kette von Entwickelungen vor uns, die den Grund der Weltentfaltung bildet. Freilich ganz kann auch so der Zufall nicht ausgeschaltet werden. Eine zufällige Hautfalte an der Basis der Zehen wird Mittel zur Entwickelung der Schwimmfüße und die zufällige Eigenschaft der Greifwerkzeuge im Insektenbau bewirkt die Entwickelung der Kauwerkzeuge. Dem konkreten Bedürfnis kommt ein konkretes Mittel helfend entgegen. Wir sehen den Künstler vor uns, den Handwerker, dessen Phantasie aus dem vorhandenen Material die fertige Arbeit in Gedanken vorher schafft. Schon in der Zelle wirken die ersten Keime jener schöpferischen Urkraft, die uns auf der höchsten Stufe Musik und Dichtung, Mythus und Religion schenkt. Hier in der Zelle haben wir die Schwelle vor uns, über welche die Phantasie ihren Einzug in den Weltenlauf nimmt, um eine sinnvolle und zweckvolle Welt uns aufzubauen. Freilich ist die Annahme kundiger, wissender Elemente ein gewagter Schritt. Nur ein unendlich langer, zurückgreifender Prozeß, dessen Verlauf schließlich die Wissenschaft auch

kennen lernen will, kann sie geliefert haben. Wir setzen immer neue Worte, neue Bilder, neue Prinzipien an Stelle der alten. Vielleicht ist aber doch der Vorschlag Paulys eine neue Etappe auf dem Wege, den die Wissenschaft gehen muß, um alle Beziehungen des organischen Werdens logisch-sprachlich darzustellen. Jedenfalls kann eine bloße Summierung von Arbeitsreizen nach mechanischen Prinzipien **kein** Zweckmäßiges erzeugen. Das Zweckmäßige ist vielmehr eine mechanisierte Antwort auf den Anspruch, der an irgend einen Teil des lebenden Wesens gestellt wird. Man kann trotzdem mit derselben Naturgesetzlichkeit auskommen, die im Unorganischen wirkt, nur muß die elementare Fähigkeit der Zelle vorausgesetzt werden, ein vorhandenes Bedürfnis zu empfinden und die förderlichen Mittel, soweit sie vorhanden sind, zur Befriedigung bereit zu stellen.

Man wird der neuen Auffassung denselben Vorwurf machen, den man den zahlreichen Neo-Vitalisten macht, die eine Art besonderer Lebenskraft annehmen, daß sie nämlich mystischen und philosophischen Spekulationen unerwünschten Einfluß auf die Naturwissenschaft gewähre. Aber gerade diese braucht am wenigsten Furcht vor Mystik und Philosophie zu haben, da die Tatsachen jederzeit zur Kontrolle zwingen. In einigen Abschnitten, von denen besonders derjenige über die „teleologische Reaktionsfähigkeit der Vogelfeder" zu nennen ist, zeigt der Verfasser, wie er die Sache angefaßt wissen will. W. Bölsche hat vor einigen Jahren, besonders im „Liebesleben in der Natur", auch die Teleologie der Vogelfeder und ihrer Farbe behandelt und ist dabei, wie mir scheint, in ganz ähnlicher Weise vorgegangen. Die schönen Oberflächenfarben von Vögeln und Schmetterlingen zeigen uns diese Tiere als Künstler und sind von einem ästhetischen Prinzip beherrscht. Diese organische Technik des Malens übertrifft jede menschliche, da sie von innen her über die feinsten Teile Verfügung hat. Pigment und Struktur wirken zusammen, um Form und Farbe zu bilden. Hier haben offenbar chemische und physikalische Prozesse seelische Ursachen. Die Seele stellt die erforderliche physische Energie zur Verfügung, wir müssen psychische Vorgänge als Auslösung für physische Energiewandlungen ansprechen.

Von seiten der modernen Erkenntnistheorie steht den Vorschlägen des Verfassers nichts im Wege. Jede Erscheinung kann ursächlich und zweckmäßig betrachtet werden. In der Biologie muß die letztere Methode im Vordergrunde stehen. Wir haben es bei den Lebenserscheinungen mit einem System verbundener Teile zu tun, in welchem jeder Vorgang eine Rücksicht auf die Einheit des Ganzen erfordert. Die Erhaltung und Förderung des Gesamtorganismus ist oberster Gesichtspunkt, dem alle Teile dienen müssen. Wenn wir also teleologisch die Lebenserscheinungen untersuchen, so beobachten wir die Wirkung der Vorgänge in den einzelnen Teilen auf das Ganze. Was der Naturalismus mit seinerÜberschätzung des Milieu in der Kunst, das ist der einseitige Darwinismus mit seiner Betonung von **äußeren** Naturwirkungen in der Wissenschaft. Wie jener überwunden und auf sein richtiges Maß heute zurückgeführt ist, so wird es auch diesem ergehen. Vielleicht trägt auch Paulys Buch mit seinen anregenden Ideen dazu bei. Prof. D. W. Grosse.

# Gewaltpolitik.

Das ist das schwerste Problem, welches dem Ethiker in der Betrachtung der Geschichte der Vergangenheit und Gegenwart aufstößt: hat die Gewalt ihren Platz neben dem Recht, oder nicht? Und wenn ihr ein Platz gegönnt wird, wie steht es dann mit der Ethik in der Geschichte und Politik? Wir sind nicht dabei zu sagen: „Gewalt geht vor Recht"; denn in dieser brutalen Fassung wäre der Satz die Leugnung aller sittlichen Größen. Ist das Recht wirklich ein „Recht", das heißt ein auf edlen Grundsätzen aufgebauter Zustand, so „muß Recht auch Recht bleiben". Aber anderseits fühlen wir auch, daß die, welche mit dieser Fahne umherlaufen, nicht immer die Partei der edlen Grundsätze vertreten. Mit anderen Worten: beide Sätze können zu starren Formeln werden, in denen nicht viel Edles mehr zu finden ist.

Zu Luthers Zeiten herrschten eigentümliche Rechtsbegriffe. Ein zähes Gewohnheitsrecht hatte sich herausgebildet. In jede Rechts- und Streitfrage griff es ein wie ein Knittel, den man in die Wagenspeichen einschiebt. Goethe bearbeitete in Wetzlar Rechtsfragen und Prozesse, die 200 Jahre lang geführt wurden. Luthers Rechtssinn sträubte sich gegen die Art, daß eine Sache durch lauter Rechtsgrundsätze gleichsam verdorben werde, und insbesondere die ewige Heranziehung von Rechtsfragen bei der großgeistigen Umwälzung lag ihm schwer auf der Seele. Er hoffte deshalb, es werde dem deutschen Volke einmal ein Mann aufstehen, der das Recht heilsam meistere und alles besser mache, als in Büchern stehe. Luther sah es als eminent christlich an, wenn jemand auch einmal den Knoten mit Gewalt durchhaue, nachdem die Juristen und andere schlechte Christen vergeblich mit seiner Lösung die kostbare Zeit vergeudet hatten. Er litt unter den zur Plage gewordenen Rechtsbegriffen und wünschte, daß die Gewalt einmal Recht spreche.

Die älteren unter uns haben die Anwendung des Lutherschen Grundsatzes selbst erlebt. Die Neuordnung der deutschen Verhältnisse ist so geschehen, daß man das Recht hie und da heilsam meistern mußte. Empfindsame Gemüter haben das Gewaltsame wohl gefühlt und auch darunter gelitten. Aber endlich gaben sie sich mit der Erkenntnis zufrieden: es gibt eben kein ewiges, unabänderliches Recht; sondern der Mensch selbst ist das Maß aller Dinge. Und er mißt heute anders, wie vor 100 oder 500 Jahren.

Aber nun kommt die eigentliche brennende Frage: Wer entscheidet, wann eine Gewaltpolitik ethisch berechtigt ist, oder nicht? Wenn die Franzosen auf dem Wege sind, ein ganzes Land mit Gewalt zu unterjochen; wenn wir in Preußen gegen die Polen eine Gewalt anwenden, die hart, sehr hart ist, und in die edelsten Heimatsinstinkte eingreift; wenn wir gegen Chinesen und Hereros gewaltsame, oft grausame Vergeltung geübt haben — kommt uns da nicht der Gedanke: Gott sei Dank, daß **wir** keine Verantwortung dafür zu tragen haben? Und wenn wir dann auf die Gebiete des Revolutionären übertreten, von der oft proklamierten Gewaltpolitik der Sozialdemokratie bis zur gewaltsamen Beseitigung gekrönter Häupter — wo ist da die Scheidelinie zwischen Recht und Unrecht, zwischen Gesetzmäßigkeit und Empörung?

Es gibt **ein** gutes Mittel zur Selbsterziehung in all diesen Fragen: man darf **die Konsequenz** nicht ausschalten. Selbst wenn's wider den Strich geht, man muß ehrlich und konsequent im eigenen Denken bleiben. Beansprucht man für sich unter Umständen eine heilsame Meisterung des Rechtes durch Gewalt, so darf man nicht überrascht tun, wenn auch andere Schichten, oder andere Völker, durch ähnliche Gedanken bewegt werden. Denn auch bei uns ist manches faul; es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit fort. Es könnte einmal jemand mit Gewalt dreinfahren. Wir dürfen dann nicht plötzlich über das zertretene Recht jammern, nachdem wir vorher so mancher Gewaltpolitik das Wort geredet haben.

Fürstliche Persönlichkeiten pflegen bei **ihrer** Person und auch **ihrem** Herrschaftsgebiete gern den Satz vom alten Rechte auszusprechen. **Andern** gegenüber aber machen sie gern von dem Rechte des Stärkeren, der Gewalt, Gebrauch. So handeln dann auch ihre Räte und

Politiker. Da liegt die Inkonsequenz, und wenn wir's richtig sagen wollen, das Unrecht.

Der Welt ist es ganz gesund, daß hie und da einmal mit Gewalt dreingefahren wird. Alle großen Neuerungen sind am starren Rechte vorübergegangen und haben das Unrecht in ihm erkannt. Aber konsequent müssen wir bleiben, nicht Heuchler werden; dürfen nicht über anderer Gewaltpolitik jammern, und selbst ihr das Wort reden.

Wie schwer ist das aber! Die Konsequenz würde in der Öffentlichkeit als ein großes Unrecht gebrandmarkt werden. Wir wagen es deshalb nicht, gleiche Maßstäbe anzulegen. Das ist unsere Sünde. Saxo.

## Allerlei.

### Freuen soll sich der Mensch.

Das Menschengeschlecht hat sich oft recht weit von der wahren Natur entfernt. Selbst das Freuen kennt es nicht mehr. Und gerade das, sollte man meinen, könnte es gar nicht verlernen, ist's doch Bedürfnis und Glück zugleich. Allerdings äußerlich betrachtet, sieht es aus, als ob Fröhlichkeit herrsche überall. Aber es ist eine täuschende, laute, die Sinne reizende, das Herz betörende Freude. Die innere Befriedigung, die seelisch erhebende Beglückung bleibt dabei meistens aus. Gar zu viele Stacheln hat diese Freude. Das kommt daher, sie ist künstlich hervorgerufen worden, sie ist von außen an den Menschen herangebracht, ihm oft aufgedrungen worden. Wahre Freude aber muß aus dem Innern quellen, sie muß ungerufen kommen. Wahre Freude muß wie ein innerer Drang nach Ausgleich streben, seelische Kräfte müssen es sein, die wirken in reiner Natürlichkeit. Und es lebt im Menschen dieses drangvolle Suchen nach Freude. Solange nicht Freude das Herz bewegt, bleibt in ihm eine innere Leere, eine Sehnsucht, der er oft keinen Namen zu geben weiß. Eben weil der Mensch so sehr der Freude bedarf, sucht er sie auch so rastlos allerorten. Er fühlt, daß er sie braucht, er fühlt auch, daß sie ihm verloren zu gehen droht, und da hascht er blind nach allem, was einer Freude nur ähnlich sieht. Und im blinden Jagen nach Vergnügen fällt er aus Irrtum in Irrtum, falsche Freude, Scheinfreude findet er immer mehr, und wahre, innere Freude immer weniger. Und so kommt's, daß der Mensch das Freuen erst wieder lernen muß. Er ist vom Wege der Natur abgewichen, er hat auf die Gottesstimme in sich nicht gehört, das rächt sich immer.

Darum heißt's, wieder natürlich, einfach und wahr leben! Darum heißt's, wieder den Weg zurückfinden, der zur göttlichen Natur führt! Alles Fremde, was nicht wurzelt in der Natur um uns und in uns, müssen wir abwerfen, wenn wir uns wieder freuen wollen. Dann wird dem Menschen erst wieder leicht und frei werden; denn gar zu viele Fesseln schleppt er mit sich herum, gar zu viele selbst geschmiedete Fesseln auch. Er ist ein Sklave seiner Bedürfnisse geworden; und selbst hat er sich überall Schranken aufgetürmt, traditionelle, gesellschaftliche, berufliche Schranken, die ihrem Wesen nach unnatürlich sind und die die Freude abwehren.

Lerne vom Kinde! Gar vieles lerne wieder vom Kinde, du irrender und du suchender Mensch! Auch das Freuen lerne vom Kinde! Wo könntest du es wohl eher wieder in seiner Reinheit lernen? Das, was der laute Tag dir beut, ist nur ein Surrogat der Freude. Die Stätten der Fröhlichkeit sind gar zu oft vergiftet. Äußerlich schon drängt sich das Gift die auf in den sogenannten Genußmitteln, und innen im Herzen der Menschen ist's auch oft wie Gift. Neid und Haß, Dünkel und Hochmut, streberhafter Knechtsgeist und despotenhafter Herrensinn vergiften so oft jede Fröhlichkeit.

Darum schaue, du irregeführter Mensch, auf das Kind und lerne dich freuen ohne den pomphaften Apparat, der dir die Freude vermitteln soll, der sie dir aber so oft raubt. Hast du noch nicht bemerkt, wie wenig ein Kind bedarf zur Freude? Hast du nichts mehr von der gestaltenden Kraft kindlicher Phantasie, hat der graue Realismus des sorgenvollen Tages sie ganz zerstört? Leider hat er's nur zu häufig getan. Der Mensch hat sich daran gewöhnt, das Leben nach Zahlenwerten zu messen. Nicht nur mit Zahlen aber soll er messen, sie trügen, sondern mit Herz und Gemüt. Das Kind kann noch nicht mit Zahlen rechnen, aber dafür um so besser und sicherer mit dem reinen Herzen und mit dem unverfälschten Gefühl.

Wo ist wohl mehr Freude, wahre, drängende, jauchzende Freude als beim Kinde? Wo aber ist auch mehr Reinheit und Natürlichkeit als beim Kinde? Und die Freude wächst nur auf reinem, natürlichem Boden! Darum ist auch ein solches Lachen in den fragenden, klaren Kinderaugen, darum zieht eine innere Kraft auch das Kind immer wieder hinaus in die schöne Gottesnatur und zu guten Menschen. Und in der herrlichen Natur und in der Gesellschaft der Kinder oder guter Menschen gedeiht am besten die kindliche Freude. Hier ist der Boden für reine Freude auch für die Großen. Unter Kindern müssen sie wieder Kinder werden: rein, natürlich, fröhlich; in der Natur müssen sie wieder natürlich werden: einfach, bedürfnislos, wahr!

Werdet wie die Kinder! so sagte auch Jesus von Nazareth. Albrecht Schapp.

## Vom Büchertisch.

Ludwig Gurlitt, **Schule und Gegenwartskunst**, Buchverlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg. 83 S., elegant gebunden 1,50 Mark.

Der Verfasser, der ein bekannter Rufer im Streit ist, wo es sich um neue Bahnen für den ganzen Schulbetrieb handelt, erhebt auch in dieser kleinen, aber äußerst inhaltreichen Schrift mannhaft seine Stimme für eine frische Vorwärtsentwicklung unseres Schulwesens, ja für eine Neuschöpfung desselben entsprechend den Bedürfnissen unserer Zeit. An einem Thema „Schule und Gegenwartskunst" zeigt er, wie wenig oft Schule und das Leben der Gegenwart mit einander Berührung haben, wie einseitig man in der Vergangenheit lebt und die Werke der Antike studiert und bewundert, während die Geistesschöpfungen der neueren Zeit auf allen Gebieten der Kunst der Jugend fremde und unbekannte Gebilde bleiben. Er beklagt es als einen nationalen Fehler der Deutschen, daß sie Jahrhunderte lang von geistigem Import gelebt, daß man vor allzuviel geschichtlicher Belastung und vor lauter Eklektik, da man bei anderen Völkern hausieren ging, nicht zur Erfassung und Darstellung seines eigenen Wesens, seiner deutschen Eigenart, vor lauter fremden Stilen nicht zu einem eigenen gekommen sei. Bis in unsere Tage hinein legen Architektur, Kunstgewerbe, Plastik und Malerei zum Teil Zeugnis von dieser Fremdherrschaft ab. Aber auf der anderen Seite mehren sich gerade heute die Zeichen einer aus den Tiefen des eigenen Volkstums herauswachsenden bodenständigen Kultur und es fehlt nicht an originalen Schöpfungen deutschen Geisteslebens. Anstelle der Anbetung der Historie, die nur immer den Blick nach rückwärts richtet, tritt die psychologische Vertiefung, anstelle des fremden das eigene Wesen, anstelle der Nachbildung die Neuschöpfung. „Wir haben einen eigenen deutschen Stil von reiner Prägung deshalb noch niemals haben können, weil unser gesamtes Kulturleben auf eine fremde Basis, auch Nachahmung alter Kulturen gestellt war. Solange nicht einmal der Wunsch lebendig war, sich selbst rückhaltlos zu bekennen, solange man die Gesetze des Schönen nicht im eigenen Urteile, sondern in fremden Vorbildern suchte, solange war auch eine echte deutsche Gegenwartskunst nicht möglich. Wir können aus diesem ungesunden Zustand nicht eher herauskommen, als bis wir mit der Tradition ernstlich gebrochen haben. Das Mittel dazu ist, daß wir die Jugend statt bei den guten Meistern der Vergangenheit bei Gegenwartskünstlern in die Lehre geben."

Diese Worte des Verfassers geben die Tendenz und Quintessenz des kleinen Buches wieder. Mag sich auch im einzelnen Widerspruch erheben, wer selbst nicht zur Historie geworden, sondern als Gegenwartsmensch den Pulsschlag seiner Zeit fühlt, dem wird vieles aus der Seele gesprochen sein. Das Buch ist frisch und fesselnd geschrieben und rein ästhetisch genossen eine Lust. Ohne Zweifel wird es viele Leser finden.

Pferdsdorf (Rhön). A. König.

**Das Wesen der Gnade und ihr Verhältnis zu den natürlichen Funktionen des Menschen bei Alexander Halesius.** Von Lic. Dr. K. Heim. Leipzig. M. Heinsius 1907. 149 Seiten. 4 M.

Die Bedeutung des Alexander Halesius wird nach Heim in der Regel nicht genügend gewürdigt. Heim geht mit großer Gründlichkeit der bei Alexander besonders deutlichen Anwendung aristotelischer Denkformen auf die Theologie nach und zeigt, wie sich unter ihrem Einfluß das Verhältnis der Gnade zum menschlichen Wollen gestaltet. Es entsteht so, der augustinischen Lehrweise von der göttlichen Determination der ganzen heilsnotwendigen Willensbewegung gegenüber, ein philosophisch begründeter Neosemipelagianismus, der nachhaltig auf die Folgezeit einwirkt. Die lichtvolle Untersuchung leistet jedem, der dem Problem von Gnade und Freiheit auf den Grund geht, für das Verständnis Augustins und der Scholastiker ausgezeichnete Dienste. P. Chr. E.

**Dieser Nummer liegt ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung von B. G. Teubner in Leipzig bei, auf den wir hierdurch noch besonders aufmerksam machen.**

**Gebildete junge Mädchen** finden liebevolle Aufnahme in meiner Familie zw. Ausbildung im Kochen und Haushalt. Vorzüglicher Musik- und Malunterricht. — Pensionspreis 800 Mark p. a.

**Frau Direktor Vollbering, Lübeck.**

Referenzen: Herr Domprediger **Sonntag**, Bremen, Herr Pastor **Marth**, Lübeck, Herr **Dr. Christern**, Lübeck.

## Geschenkt

erhält jeder für geringe Mühewaltung

## 1 Harmonium.

(Für kleine Bemühung an einigen freien Abenden). Auskunft gratis durch

**E. Roggenbauch, Stuttgart**
Tübingerstraße 85.

## Kirchen-Teppiche

**gesetzlich geschützte Original-Erzeugnisse**

nach Entwürfen von

**Professor Beck**

liefert preiswert in reichster Auswahl und jedem beliebigen Format

**Wilhelm Röper**
**Leipzig**
**Goethestrasse 1.**

**Farbige Abbildungen** mit erläuterndem Text und Empfehlung seitens hoh. Kirchenbehörden gratis u. franko.

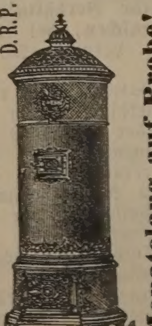
**MANNBORG,**
**Erste Harmonium-Fabrik** nach Saugwindsystem in Deutschland.

**Harmoniums**

in höchster Vollendung von den kleinsten bis zu den kostbarsten Werken.
Höchste Auszeichnungen.
**Fabrik: Leipzig-Lindenau, Angerstrasse 38.**

## Kirchenöfen Schulöfen

D. R. P.



**Monatelang auf Probe!**

**G. Henn, Ofenfabrik, Kaiserslautern.**

## Benzingers Lichtbilder

für Gemeindeabend, Vereine, liturgischen Gottesdienst und Schule
Herausgegeben und mit erläuterndem Text versehen von namhaften Autoren.

Von **D. Koch** (Herausg. d. Christl. Kunstblatts) erschien:

## Leben Jesu in der deutschen Kunst

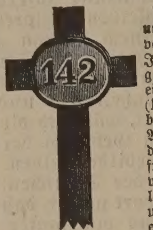
Lichtbildervortrag zu ca. 60 Bildern nach Dürer, Rembrandt, Overbeck, Schnorr, Führich, Cornelius, Otto, Schäfer, Steinhausen und Anderen

Leihgebühr M. 9,—, Text M. 1,—

**Rembrandt** Lichtbildervortrag zu 43 Bildern des Meisters. Rembrandts Meisterschaft in der Behandlung von Licht und Dunkel macht gerade seine Bilder vor andern für die Projektion geeignet. Im Lichtbild schön wiedergegeben sind sie nicht nur leichter verständlich, sondern von geradezu ergreifender Wirkung. Kochs erklärender Text braucht keine weitere Empfehlung.

Leihgebühr M. 8,—, Text M. 1,—

**Theodor Benzinger,** Lichtbilderinstitut u. Verlagsbuchhandlung **Stuttgart.**




**Mehr als 2000 große und kleine Gemeinden** verwenden seit vielen Jahren laufend unsere gesetzl. geschützten, gußeisernen Grabständer (Nummerpfähle), mit besonders wetterfestem Anstrich versehen, in den verschiedensten Ausführungen zum Preise von 32 bis 42 Pf. Verlangen Sie Musterstücke und ausführliche Offerte, es erwachsen Ihnen daraus weder Kosten noch Verbindlichkeiten.

**Hollersche Carlshütte**
**bei Rendsburg.**

**J. F. Weule**
**BOCKENEM a/Harz.**
**Turmuhren und elektrische Uhren für Kirchen, Schulen, Güter und öffentliche Gebäude.**

## DIE HILFE.

**WOCHENSCHRIFT**
für
Politik, Kunst und Literatur.
Notwendig für jeden Gebildeten, bringt regelmäßig

Politische Notizen

Politische und volkswirtschaftliche Aufsätze

Soziale Bewegung

Unsere Bewegung.

Aesthetische u. allgemeinwissenschaftliche Aufsätze. Novellen — Kunstliteratur — Allerlei — Briefkasten.

Herausgeber:
D. FR. NAUMANN.

Verlangen Sie kostenfreies Probeabonnement vom
VERLAG DER HILFE
BERLIN-Schöneberg.

## Rheinische Weinkelterei

Telephon 3411 **Gebr. Wagner** Telephon 3411
**Sonnenberg-Wiesbaden.**

**Herstellungs-Verfahren patent-amtlich geschützt. Lieferanten fürstlicher Hofhaltungen. Grosser Export. Höchste Auszeichnungen. Prima Referenzen.**

**Vergorene alkoholfreie Weine.**

| | |
|---|---|
| Tischwein (weiss) | 0,65 |
| Niersteiner (weiss) | 0,80 |
| Frauensteiner (weiss) | 1,00 |
| Winkeler (weiss) | 1,20 |
| Ober-Ingelheimer (rot) | 1,00 |
| Bordeaux St. Julien | 1,25 |
| Moselblümchen | 1,00 |
| Export-Apfelwein | 0,40 |
| Apfelsekt | 0,90 |
| Rheinweinsekt | 1,50 |
| Hochheimer Sekt | 2,00 |
| Grand vin Royal | 2,50 |

**Unvergorene alkoholfreie Moste.**

| | |
|---|---|
| Apfelnektar (Apfelsaft) | 0,60 |
| Weinnektar (weiss, Weinmost) | 0,85 |
| Erbacher Riesling (Traubenmost) | 1,10 |

Die Preise verstehen sich exklusive Glas, netto Kasse ab Station Wiesbaden.

**v. A. Glaschker, Leipzig B. 83.**

## Kirchen-Orgeln

in künstlerisch, technisch u. dauerhaft vollendeter Ausführung.
Durchschnittl. Jahresfabrikation von 25—30 Orgelwerken.
Kostenanschläge etc. jederzeit gern zu Diensten.

**P. Furtwängler & Hammer**
**Hannover**
Fabrik von Kirchen-Orgeln.

## Magenleidenden

teile ich aus Dankbarkeit gern und **unentgeltlich** mit, was mir von jahrelangen, qualvollen **Magen- u. Verdauungsbeschwerden** geholfen hat. **A. Hoeck,** Lehrerin
**Sachsenhausen** bei Frankfurt a. M.

Berlin, 16. März, 8½ Uhr
bei **Friebe, Krausenstr. 8:**

**Diskussionsabend**

für Leser u. Freunde des Protestantenblattes.

**Brauchen wir die Kirche noch?**

**Alfred Fischer.**

**Silber-WAREN-FABRIK**
**Arn. Künne**
**ALTENA i. W.**

**Kirchengeräte**

grösstbekannte Modellsammlung. Arbeit nach Entwürfen. **Einzelkelche** in Silber ab 5 M. Ganzsilberne **Abendmahlskelche** ab 75 M. Tausende Anerkennungen. **Festgaben** in Silber u. Metall.

**S. ROEDER'S Bremer Börsenfeder**

seit nahezu 40 Jahren bekannt und weltberühmt als

**beste Schreibfeder**

Überall zu haben, man verlange ausdrücklich:

**S. Roeder's Bremer Börsenfeder**

weil viele minderwertige Nachahmungen unter ähnlicher Bezeichnung im Verkehr sind. Gesetzlich geschütztes Kennwort **„Jedem das Seine".**

**Wichtig für Brautleute**
Preise 40% billiger wie in der Provinz. Frankolieferung. Pracht-Katalog mit über 800 Abbildungen gratis u. franko.
**F. ZECH'S MÖBEL-FABRIK, BERLIN, O.** Kleine Andreasstr. 9
Gegründet 1859. Beamten 6% Rabatt.

**Adressen** zwecks **Gewinnung neuer Abonnenten** nimmt jederzeit gern und dankbar entgegen
**Der Verlag des Protestantenblattes.**

**B. Becker** in Seesen i. H. liefert allein seit 1880 den anerk. unübertroff. **Holländ. Tabak. 10** Pfd.-Beutel franko **8 M.**
**Cigarren billigst.**

Wer am

## Gedeihen

des

## Protestantenblattes

tatkräftig mitarbeiten will, der verhelfe

**den inserierenden Firmen durch Bestellungen zum Erfolg** ihrer Inserate.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO. 18, Weberstraße 56/57.
Verlag des Protestantenblattes, Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstraße 15. — Druck von Hoffmann & Reiber, Görlitz.

Protestantenblatt Beilage Nr. 11.

Berlin — Bremen. 11. März 1908.

# Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

**Inhalt:** Tagebuch: Dr. Bluntschli. — Gleiches Recht? — Die Provinzialsynoden Rheinlands und Westfalens. — Kieler Monistenbund. — Mittelpartei. — Professorenberufung. — Wie es kommen soll! — Siebenbürgen. — Der Papst und die griechische Kirche. — Johann Kaspar Bluntschli. — Warum nur unter den zwölf Jüngern. — Geistliche Ortsschulaufsicht. — Aus Hannover. — Der Trauschein. — Anzeigen.

## Tagebuch.

**Dr. Bluntschli.** 7. März. In Heidelberg am Grabe des Staatsrechtslehrers Bluntschli, der heut vor hundert Jahren geboren wurde, legt heut im Namen des Deutschen Protestantenvereins Herr Kirchenrat D. Hönig einen Kranz dankbarer Erinnerung nieder. Bluntschli hat den Verein mitbegründet und als erster Präsident geleitet.

*

**Gleiches Recht?** Wir erinnern daran, daß zu jeder Tagung der von positiver Seite eingerichteten Kurse die Lehrer und Lehrerinnen von der Königl. Regierung ausgiebig Urlaub bekamen. Sie wurden sogar ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, daß von der Regierung Urlaub gewährt werde. Nun veranstaltet zu Ostern „die rheinisch-westfälische Gruppe zur Veranstaltung religions-wissenschaftlicher Kurse" einen Kursus in Dortmund und bittet ebenso um Urlaub. Ihr wird, nachdem der Antrag am 30. November gestellt und das Programm am 11. Januar eingefordert war, unterm 14. Februar endlich folgender Bescheid:

Arnsberg, 11. Februar 1908.

Im Anschluß an unsere Erwiderung vom 11. Januar d. J. E. II. 8284, teilen wir hierdurch mit, daß wir es ablehnen müssen, den Lehrern und Lehrerinnen unseres Bezirks zur Teilnahme an dem geplanten diesjährigen religionswissenschaftlichen Kursus in Dortmund für die Zeit vom 2.—4. April Urlaub zu erteilen.

von Bake.

Warum, wird nicht mitgeteilt. Wir fragen öffentlich: warum wird kein Grund angegeben, wenn eine Bitte einer großen umfassenden Vereinigung erwachsener Menschen abgeschlagen wird? Eine Stärkung der Autorität liegt in solcher Behandlung wahrhaftig nicht! — Freilich die Dozenten sind liberal. Vorigesmal redeten Prof. Gunckel, Meyer, Pfleiderer in Dortmund, diesmal Prof. Meyer, Bousset. An der Wissenschaftlichkeit dieser Herren dürfte aber doch die Königl. Regierung nichts auszusetzen haben. Und sollte sie etwa die Vorlesung des ausdrücklich gegen seinen Wunsch gebetenen Pfarrer Lic. Traub über neutestamentliche Apokryphen für wissenschaftlich nicht vollwertig betrachten, so müßte man ja auch die andern Kurse darauf hinweisen, daß ein Dr. Lepsius u. a. auch keinen akademischen Lehrstuhl innehaben. Nein, die Regierung in Arnsberg genehmigt den Urlaub nicht, weil die Dozenten liberal sind. Sie unterstützt also offenkundig die Orthodoxie. Ist das die Absicht des neuen Herrn Kultusministers? Wir fragen das vor der ganzen Oeffentlichkeit mit desto größerem Recht, als die Königl. Regierung in Düsseldorf für den freigerichteten Kursus in Bonn ausdrücklich die Urlaubsgesuche gewährte. Eine derartige Unbilligkeit kann von seiten des Ministeriums nie und nimmer gutgeheißen werden. — So schreibt das Rh.-Westf. Gemeindeblatt.

*

**Die Provinzialsynoden Rheinlands und Westfalens** haben in Neuwied und Soest getagt. Interessant bleibt der Stimmungsunterschied der beiden Synoden. Rheinland drückte dem Oberkirchenrat sein Mißfallen über die Art der Einbringung der Pfarrbesetzungsvorlage aus. Westfalen faßte eine schul- und kirchenpolitische Resolution. Die erste wendet sich „an alle bei der Bildung neuer Schulverwaltungsorgane beteiligten evangelischen Männer" mit der Bitte: „bei der Auswahl der Mitglieder der neuen Organe die Interessen der evangelischen Kirche nicht aus den Augen zu lassen". Die zweite spricht dem Oberkirchenrat die Bitte aus, „er wolle für die Beschützung der biblisch-reformatorischen Position bei der Besetzung der Professuren an den evang. theologischen Fakultäten der Monarchie mit allem Nachdruck eintreten". — Wie wenig die Synode mit solchen Beschlüssen das Land hinter sich hat, kann man daran ermessen, daß ihre Zusammensetzung nur orthodox, und nicht einmal offiziell die Mittelpartei vertreten ist — bemerkt das Rheinisch-Westf. Gemeindeblatt.

*

**Im Kieler Monistenbund** wurde der Antrag gestellt, die Pfarrer von der Diskussion auszuschließen. Die große Majorität lehnte diesen Antrag ab.

**Mittelpartei.** In Görlitz ist durch Pastor Schian-Breslau eine mittelparteiliche Gruppe begründet worden. Unseres Wissens saßen die Synodalen aus Görlitz bisher bei den Liberalen in der schlesischen Provinzialsynode. Man versichert uns immer des Schutzes der Minoritäten in den Synoden durch die Mittelpartei: Warum verkleinert man sie hier noch?!

*

**Eine Professorenberufung** macht dem „Reichsboten" schon wieder Kopfschmerzen. Prof. D. Rendthof-Kiel soll zum Nachfolger Kleinerts in Berlin in Aussicht genommen sein und R. soll (!) als Mittelparteiler dem Kultusminister in Halle neben einem Positiven (?) und dem liberalen Drews vorgeschlagen worden sein! Wo bleibt da die Parität! ruft der „Reichsbote". Und: Wo bleibt die Wissenschaft bei solchem Kuhhandel mit Professoren? fragen wir.

*

**Wie es kommen soll!** In mehreren Pfarreien des hiesigen Bezirkes, so schreibt das „Westf. Vlksbl.", besteht noch der alte Zopf, daß bei Erledigung der Pfarrstelle die Gemeinden den neuen Pfarrer wählen. Es ist das eine Praxis, die schnurgerade katholischen Prinzipien widerstreitet, wonach der Bischof den Gemeinden den Pfarrer zu senden und die geeignete Persönlichkeit für die betreffende Pfarrei auszuwählen hat. Einsichtige Katholiken dieser Pfarreien sehen auch die Unzulänglichkeiten dieser Pfarrerwahl, unter welcher der neue Pfarrer wohl mal längere Zeit unter etwa vorhandenen Gegenparteien zu leiden hat und in seinem Wirken behindert wird, wohl ein, es hält aber sehr schwer, mit diesem alten Zopf aufzuräumen, weil die Leute sich einbilden, auf ein für sie sehr wichtiges Recht verzichten zu müssen. Zu diesen Pfarreien gehören z. B. Schwelm, Hagen, Boele, Iserlohn und bis vor kurzer Zeit auch Letmathe. Der Pfarrei Letmathe gebührt der Ruhm, daß sie zuerst mit dieser ganz unkatholischen Praxis aufgeräumt hat, und die Pfarrstelle daher von jetzt ab freier bischöflicher Kollatur ist. Gerade Letmathe hatte bei der letzten Besetzung die traurige Erfahrung gemacht, daß infolge des Wahlkampfes zwei volle Jahre die Pfarrstelle nicht besetzt werden konnte, bis die Berechtigten dem bischöflichen Stuhle endlich die Besetzung überließen. Die Letmather sollen vor Jahrzehnten, wo auch eine Pfarrwahl in der Kirche stattfand, so aneinander geraten sein, daß der zufällig in Letmathe anwesende lutherische Pfarrer von Elsey, vor den Altar in der katholischen Kirche tretend, die Wähler zum Frieden gemahnt hat. Auch Iserlohn kann aus den letzten Jahrzehnten von der Wahlaufregung bei solcher Gelegenheit erzählen. In Letmathe präsentierte das Patronatshaus, das Rittergut Letmathe, drei Kandidaten, und von ihnen wählt die ganze Gemeinde den neuen Pfarrer. Als der jetzige Besitzer des Rittergutes, Herr Fritz Overweg, ein sehr edeldenkender Herr, den Besitz des Hauses Letmathe antrat, erklärte er gleich, es widerstrebe ihm die Praxis, daß er als evangelischer Mann der katholischen Gemeinde den Pfarrer aufdrängen solle. Im Laufe der letzten Jahre haben sich dann die betreffenden Faktoren, das hochw. Generalvikariat, Herr Rittergutsbesitzer Overweg und die Gemeinde geeinigt, daß das Patronatsrecht samt dem Wahlrecht gefallen ist und die Pfarrstelle daher in ihrer Besetzung dem hochw. Bischof in katholischer Weise allein zusteht — so schreibt die Dortmunder „Tremonia" und unsere Gegner des Gemeindewahlrechts werden es voll Neid lesen — und unsere Mittelpartei?

*

**Siebenbürgen.** Zum Bischof des reformierten Kirchendistrikts ist der Professor Béla Kenessei als Nachfolger des verstorbenen Dr. Georg Bartok gewählt worden. Er war zuletzt Direktor der theologischen Anstalt der reformierten Kirche in Klausenburg.

*

**Der Papst und die griechische Kirche.** „Osservatore Romano" veröffentlichte eine Rede, so schreiben die „Kirchl. Blätter", die der Papst beim Empfange des Festkomitees für die fünfzehnte Jahrhundertsfeier des heiligen Johannes Chrysostomos am 13. Februar gehalten hat. Nachdem er dem Komitee und den gläubigen Bischöfen, die aus dem Osten gekommen, um den Glanz der Festlichkeiten zu

erhöhen, gedankt und seine Befriedigung ausgedrückt hat, daß sie dem Pontifikalamte beigewohnt hätten, sprach er den Wunsch aus, daß alle Gläubigen des Orients in die Gemeinschaft der katholischen Kirche zurückkehren mögen. Der Papst zählte alle Beweise des großen Wohlwollens seiner Vorgänger bis auf Leo XIII. für die Völker des Orients auf und fügte hinzu, daß auch er von dem lebhaftesten Wunsche beseelt sei, alles mögliche zu tun, um die falschen Anschauungen und Vorurteile, die die unglückselige Spaltung zur Folge haben, zu zerstören. Er betonte, daß der griechische Ritus in Rom in hohen Ehren gehalten werde und bemerkte, er bete flehentlich zu Gott, daß er die auf Abwege geratenen Seelen erleuchte und sie die souveräne Autorität des einzigen obersten Hirten der gesamten katholischen Kirche erkennen lasse. — Ob das helfen wird?

## Johann Kaspar Bluntschli

geb. 7. März 1808, gest. 21. Oktober 1881.

Bluntschli wurde in Zürich geboren, studierte in Bonn und Berlin Rechtswissenschaft und Geschichte, kam 1830 an das Amtsgericht in Zürich, 1833 war er Dozent an der Universität, wurde 1833 Mitglied des Großen Rates und 1839—1844 sein Präsident. 1848 ging er nach München als Professor des Rechts und wurde 1861 nach Heidelberg berufen. Seit 1865 war er Präsident des Deutschen Protestantenvereins. Beim Uebergang der Geschäftsleitung nach Berlin ging der Vorsitz dahin über, aber noch im Juni 1881 hielt er auf dem Berliner Protestantentage ein bedeutendes Referat über: Die Stellung der Kirche der Reformation zur bürgerlichen Gesellschaft. Am 21. Oktober ist er plötzlich abberufen worden, nachdem er eben eine badische Generalsynode, deren er vier als Präsident geleitet hat, mit dem Ruf: Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen, geschlossen hatte.

Der erste Präsident des Deutschen Protestantenvereins ist es wohl wert, daß wir seiner zum hundertsten Geburtstag gedenken. Im Jahrgang 1904 in der Festnummer zum XXII. Protestantentag in Berlin (Nr. 41) hat D. Heinrich Holtzmann mit wenigen Strichen ein feines und scharfes Charakterbild des Mannes entworfen. Heute seien eine Anzahl Aussprüche dieses ersten Führers eines entschlossenen kirchlichen Liberalismus mitgeteilt.

---

Wider die Jesuiten:

. . . Der Staat hat die Pflicht, die freie Persönlichkeit zu schützen, und deshalb hat er die Pflicht, eine Institution zu verbieten, welche auf Zerstörung desselben und auf einen wahren Geistesmord ausgeht. . . .

---

Glauben und Wissen:

Ein Mann, der sein Wissen dem Glauben unterwirft, gleicht dem Vogel Strauß, der den Kopf in den Sand steckt oder dem Achilles, der sich im Weiberrock verbirgt.

---

Ultramontanismus:*)

Euer Ideal ist jene Zeit, als das Land noch mit Klöstern und Burgen prangte, als die bürgerliche Freiheit sich nur innerhalb der Stadtmauern sicher fühlte, als noch der Bauer zumeist ein gutsherrliches Inventarstück und mit Frohnden, Zehnten, Zinsen und allen erdenkbaren Lasten beschwert war. In eurem Ideal ist viel Glauben und Aberglauben zu finden, aber wenig Wissen und keine Kritik, viel Autorität und wenig Freiheit. Was ihr Freiheit der Kirche nennt, das ist absolute Herrschaft der Kirche über die Gewissen, Knechtschaft der Gläubigen und Verfolgung aller Andersgläubigen. . . . In diesem Ideal gibt es keine gemeinsame Gesetzgebung, kein Staatsbürgertum, keine Volksvertretung, keinen Staat, so wenig als Dampfschiffe, Eisenbahnen und Telegraphen. Das alles ist in euren Augen Auflehnung wider das Heilige, fluchwürdige Revolution. Was euch als Ideal erscheint, das betrachtet die heutige Welt als ein widerwärtiges Gespenst aus der Vergangenheit, das zwar noch in einigen Köpfen umgeht, aber trotz aller Bemühungen nicht lebendig wird.

*) Diese Aphorismen sind der „Jugend“ entnommen, die ein gutes Bild B's in Nr. 9 veröffentlicht.

---

Das Christentum ist mit nichten überlebt. Es ist die notwendige Grundlage der modernen Gesittung. Wir sind sogar der Ansicht, daß das Christentum in unserer Zeit vielmehr als im Mittelalter zur Anerkennung und Geltung gelangt sei. Die heutige Welt ist wohl weniger orthodox, aber christlicher in Gesinnung und Leben. Wenn das Christentum wahr und lebenskräftig ist, so darf es eben hinter dem Fortschritt der Zeit nie zurückbleiben, es muß die Weltgeschichte fortwährend begleiten. Gegenwärtig hat sich, weil man dies verkannte, die furchtbare Alternative gestellt: entweder Bruch mit dem Christentum oder mit der geistigen Entwicklung der heutigen Zeit; entweder Verzicht auf den Glauben oder auf die Wissenschaft; entweder Religion oder Kultur.

---

Unser Volk will beides haben, Staat und Kirche, Kultur und Religion. Es will staatsbürgerlich erzogen sein und ein großes Feld der Wirksamkeit in der Welt sich eröffnet sehen. Es will aber auch religiös erzogen sein und festhalten an den Grundsätzen des Evangeliums. Denn das Christentum ist die religiöse Vorbedingung aller wahrhaft humanen Bestrebungen, und schon aus diesem Grunde schließen sich Christentum und Humanität nicht aus, sondern gehören beide unlöslich zusammen. I. Protestantentag, 1865.

---

Eine von den Jesuiten erzogene Nation, oder der von den Jesuiten erzogene Teil der Nation, wird abergläubisch, unwissend, geistig verkrüppelt und geblendet, im Charakter entmannt, unbrauchbar für den Staat, dem Pfaffentum dienstbar, unfähig in dem Wettstreit der Nationen vorwärts zu kommen, untauglich die Pflicht gegen die Menschheit zu erfüllen. Wir haben ja diese Erfahrungen alle schon gemacht; ein Blick auf den Süden von Europa beweist es. Wir erfahren täglich neu, wie furchtbar schwer es einem seit Jahrhunderten von dem Klerus geleiteten Volke wird, wahrhaft frei zu reden. Bald überstürzen sich solche Länder in heftigen Revolutionen, bald sinken sie zurück in den Sumpf der Reaktion. Der besonnene Fortschritt mit seinem naturgemäßen Wachstum und seinen gezeitigten Früchten schwebt ihnen nur wie ein unerreichbares Ideal vor.

V. Protestantentag, 1871.

---

Die größte Gefahr für den Staat ist die Furcht vor der Kirche.

## Warum nur unter den zwölf Jüngern . . .

Der Einsender jener Notiz schreibt uns zu den Zeilen Wohlfahrts:

Zum ersten: Natürlich ein „Sporn“ sollte in jenen Worten liegen, nicht eine „Beschimpfung“ des Pfarrerstandes, denn ich bin selbst ein Pfarrer und will von Herzen einer bleiben bis an mein Ende, will's Gott — und die preußische Orthodoxie.

Zum zweiten Mich hatte die Ueberzahl der Pastoren in der Kommission für den Religionsunterricht böse gemacht, und vielleicht bin ich mit der Forderung: „Gar keine Pastoren“ ein wenig weit gegangen. Pastoren sind nötig, wo die Geschichte der Religion, die Kenntnis des Menschenherzens und die Erfahrung über vielerlei Menschenerleben nötig sind. So werden sie auch in geringerer Zahl wohl zugezogen werden sollen.

Aber ich ging von folgender Erwägung aus:

Wir rühmen unseren Protestantismus immer als selbstständige Frömmigkeit gegenüber der vom Priester abhängigen

Frömmigkeit des Katholizismus, unseren Glauben als bewußten Glauben gegenüber dem Glauben der Katholiken, denen es genügt, zu sagen: Ich glaube, was die Kirche glaubt. Wir verteilen Tausende von Bibeln, darin der Laie nachlesen soll, ob sich's also halte, wie der Pastor sagt; wir halten Abertausende von Predigten und Hunderte von Vorträgen seit Jahren, Jahrzehnten, Jahrhunderten. Da muß doch endlich etwas herauskommen, da müssen doch endlich Laien und nun gar Lehrer selber sich Rat wissen in der Religion und über die Religion! Oder haben wir es nicht recht verstanden mit der Erziehung des Volkes zu selbständiger Religion? Oder ist das Volk gar nicht fähig zur religiösen Selbständigkeit? Es mag beim ersten mancher Fehler gemacht sein, es mag zum zweiten mancher sagen: „Noch nicht!" Es scheint mir aber überhaupt unmöglich, Menschen selbständig zu machen, ohne sie in Freiheit zu setzen, ohne sie einmal sich selber zu überlassen. Man gibt ihnen immer und überall einen eigentlich verantwortlichen Ratgeber — den Pastor — zur Seite.

So aber erfasse ich die Aufgabe des freien Protestantismus und die Mission unseres Protestantenblattes, daß beide die Gemeindeglieder zum Selbstbewußtsein, zur Selbsttätigkeit und zur Selbstverantwortlichkeit aufrufen wollen, damit wir aus der Pastorenkirche endlich in die Volkskirche und zu persönlichem, eigenem Christentum kommen.

Zum dritten hat Herr G. W. recht, daß Standesbewußtsein da sein muß, um wirken zu können, denn man muß von der Notwendigkeit seiner Arbeit überzeugt sein, sonst soll man sie hinlegen. Ob aber der Pastor überall da nötig ist, wo Pastoren sich heute für nötig halten, darüber kann man wohl verschiedener Meinung sein.

Alfred Fischer.

## Zum Kapitel der geistlichen Ortsschulaufsicht

schreibt Dekan Uhl in Neuenbürg (Württemberg) im „Kirchl. Anz." für Württemberg Nr. 9:

Es ist lange her, seit wir in unserem Kirchspiel kein strafwürdiges Schulversäumnis mehr hatten, aber heute liegt wieder einmal ein vom Lehrer als unbedingt strafwürdig bezeichnetes und auch seitens des Ortsschulaufsehers mit dem besten Willen nicht anders befundenes Versäumnis einer Sonntagschülerin aus dem Filial zur Bestrafung vor. Und zwar lautet die „Polizeiliche Strafverfügung" folgendermaßen: „In der Strafsache gegen — — wird in Erwägung, daß durch die Anzeige des Ortsschulaufsehers Dekan Uhl vom — — festgestellt ist, daß — —, verfügt, daß — — N. N. wegen Schulgesetzübertretung — — zu der Geldstrafe von 1 M., an deren Stelle für den Fall, daß die Geldstrafe nicht beigetrieben werden kann, eine Haftstrafe von 1 Tag zu treten hat, verurteilt wird." Unten steht: „Auf Vorlesen bestätigt", und nun kommt die Unterschrift des „verurteilten" Vaters. Wenn ich behaupte, daß eine derartige „Verurteilung" eines Gemeindeglieds durch die geflissentlich hervorgehobene, im Druck des Formulars vorgesehene „Anzeige" des geistlichen Ortsschulaufsehers für unser heutiges Empfinden etwas nahezu Unerträgliches hat, so werde ich sicherlich auf weitgehende Zustimmung der Leser dieses Blattes zu rechnen haben. Ich habe früher schon einmal mir die Freiheit genommen im „K. A." auf die Unebenheiten hinzuweisen, welche die seit bald 30 Jahren bestehende Handhabung der Schulversäumnisstrafen für das Amt des Geistlichen mit sich bringt, und es hat damals an Bezeugungen der Zustimmung und des teilnehmenden Einverständnisses nicht gefehlt. Auch im „K. A." selbst haben sich inzwischen ähnlich lautende Erklärungen seitens des Pfarrstandes vernehmen lassen. Allerdings wurde mir auf jene meine erste Veröffentlichung hin von einem Kollegen auch gesagt, daß sich die Uebergabe der Schulversäumnisse an die örtliche Polizei-Instanz schließlich eben nicht trennen lasse von der Ueberwachung des Schulbesuchs überhaupt, und diese Ueberwachung des Schulbesuchs bilde nun einmal einen wesentlichen Bestandteil der Ortsschulaufsicht. Ich will das Richtige, das in dieser Auffassung steckt, nicht verkennen, aber ich muß entgegnen: wir haben doch in neuester Zeit allerlei erlebt, was uns zum Beweis dienen muß, daß manches, was früher für unausführbar galt, jetzt tatsächlich in Vollzug getreten ist, und zum Teil sogar sehr rasch, so daß zartbesaitete Gemüter von Ueberrumplung sprachen und sich nicht versagen konnten, ihre schmerzliche Ueberraschung angesichts der schnellen Entwicklung der Dinge öffentlich kundzutun.



## Aus Hannover.

Mit Rücksicht auf die z. T. recht unzutreffenden Darstellungen der Tageszeitungen im „Fall Pfannkuche" geben wir im folgenden auf Grund zuverlässiger Erkundigungen einen Bericht über den Hergang der Sache. Im Oktober v. J. hielt Pastor Dr. Pfannkuche im Osnabrücker Lehrerverein einen Vortrag über die Ergebnisse der neueren Forschungen über das alte Testament und die daraus für den Religionsunterricht zu ziehenden Folgerungen. Dieser Vortrag — im Wortlaut abgedruckt in der „Hannov. Schulzeitung" 1908 Nr. 1 — gab in der Hauptsache einen rein objektiven Bericht über die gesicherten, d. h. auch von positiver Seite anerkannten Ergebnisse der Forschung und hielt sich wesentlich auf der Linie der von orthodoxer Seite herausgegebenen „Bibl. Zeit- und Streitfragen" (Sellin, Oettli usw.). Nach schriftlicher Bekundung des Vorstandes des Lehrervereins stimmten auch die anwesenden orthodoxen Lehrer dem Vortrage voll und ganz zu, und „rühmten dessen ungemeine Objektivität".

Kurze Zeit nach dem Vortrage wurde der Vorsitzende des Lehrervereins von dem Kreisschulinspektor Schulrat Oppen — NB. einem der Mitbegründer des Keplerbundes, weshalb in Osnabrück auch die Meinung entstand, es handle sich hier um wohlüberlegte Aktion des Keplerbundes — zur Rede gestellt und den Lehrern eröffnet, daß sie die Sagen des alten Testamentes als buchstäblich zu glaubende Geschichte zu lehren hätten. Dr. Pf. aber erhielt, ohne daß er oder der zuständige Superintendent oder irgend ein Lehrer vernommen wäre, vom hannoverschen Konsistorium folgende Verfügung:

„Am 19. Oktober d. J. haben Sie im Osnabrücker Lehrerverein einen Vortrag gehalten über das Alte Testament und den Religionsunterricht. Nach Angabe des Vorsitzenden des Vereins haben Sie sich aus eigener Entschließung angeboten, den Vortrag zu halten. (Anm. Der Vorsitzende ist nicht amtlich vernommen, die angebliche „Angabe" gründet sich auf eine am Biertische in Anwesenheit des Schulrates Oppen gefallene und von diesem mißverstandene Aeußerung!!) Wir erblicken in diesem Vorgehen das Bestreben, Ihre theologischen Schulmeinungen auf dem Gebiete der Schule zur Geltung zu bringen. Nach einer Aeußerung der Königl. Regierung zu Osnabrück ist der bezeichnete Vortrag geeignet gewesen, große Verwirrung unter den Lehrern und schwerste Beunruhigung in den Kreisen der Eltern hervorzurufen. Wir müssen deshalb wünschen, daß Sie es in Zukunft vermeiden, durch derartiges Vorgehen Anstoß zu erregen.

gez. Heinichen."

Gegen diese Verfügung legte Pfannkuche eine eingehend begründete Beschwerde beim Landeskonsistorium ein, in der er beantragte, daß die Verfügung zurückgenommen und der Königl. Regierung davon Mitteilung gemacht werde; andernfalls beantrage er gegen sich das Disziplinarverfahren. Diese Beschwerde ist vom Landeskonsistorium — wieder ohne daß der zuständige Superintendent vernommen wäre — ohne weitere Begründung abgelehnt worden; zu einer disziplinaren Behandlung sei der Fall nicht geeignet, im übrigen schlösse sich die Behörde dem Wunsche des Konsistoriums an. Wodurch er Anstoß erregt hat, worauf sich der Wunsch der Behörde beziehen soll, hat Pf. nicht in Erfahrung bringen können. — Bezeichnend ist, wie prompt die Kirchenbehörde auf die gänzlich unbegründete Anregung nach Lahmlegung der Vortragstätigkeit eines Predigers reagierte, ohne irgend eine nähere Erkundigung einzuziehen, ohne auch den — erst später veröffentlichten Vortrag — zu kennen.

Der Fall ist vom Abg. Kopsch im Landtage bereits zur Sprache gebracht und wird bei der dritten Lesung des Kultusetats von neuem zur Erörterung kommen.

Uebrigens scheint das hannoversche Konsistorium, nachdem es seit dem Falle Weingart Frieden gehalten hat, jetzt absolut wieder einen ernsteren Fall heraufbeschwören zu wollen. Vor allem scheint es auf den verdienstvollen Herausgeber der „Kirchl. Gegenw.", Pastor Grethen-Schmalförden, abgesehen zu sein. Gr. ist im letzten Jahre mit mehreren disziplinarischen Verweisen bestraft worden — alles wegen überaus harmloser Artikel in der „K. Ggw.". Auch ein anderer Fall schwebt noch, von dem wir aber heute noch keine näheren Mitteilungen machen wollen. Jedenfalls „grummelts" wieder in der hannoverschen Landeskirche an allen Ecken und Enden.

Unter diesen Umständen ist die kräftige Entwicklung des „Verbandes der Freunde evangel. Freiheit für Hannover" doppelt zu begrüßen. Darüber kann kein Zweifel sein, daß die Kirchenbehörde diesmal die Liberalen nicht wieder so völlig ungerüstet vorfinden wird, wie s. Z. im Falle Weingart. Einen Beweis lieferte dafür auch die am 25. Februar in Menslage abgehaltene Jahresversammlung der Zweiggruppe des Verbandes für den Reg.-Bez. Osnabrück. Weingart sprach dort vor etwa 600 Personen — überwiegend Landleuten — über religiös-kirchliche Fragen der Gegenwart. U. a. wurde auch folgende Resolution einstimmig angenommen:

„Die zweite in Menslage am 25. Februar tagende, von etwa 600 Personen besuchte Jahresversammlung des Verbandes der Freunde evangelischer Freiheit für Hannover (Zweiggruppe Osnabrück) ist der Ueberzeugung, daß in der Ausdehnung des Selbstverwaltungsrechtes und der Bewegungsfreiheit der Einzelgemeinden eine der wichtigsten kirchlichen Reformarbeiten der Gegenwart zu erblicken ist. Sie sieht deshalb in dem vom preußischen Oberkirchenrate eingebrachten und von der Generalsynode für die älteren preußischen Provinzen angenommenen Kirchengesetze betr. Pfarrbesetzungsrecht einen schweren Eingriff in das Wahlrecht der Gemeinden, der nur eine Schädigung des kirchlichen Lebens zur Folge haben kann. In der Befürchtung, daß, wenn dies Gesetz für die älteren Provinzen rechtsgültig geworden ist, dasselbe auch auf die neueren Provinzen ausgedehnt werden möchte, richtet sie an die aus dem Reg.-Bezirk Osnabrück entsandten Landtagsabgeordneten die dringende Bitte, dem Gesetz, das der Zustimmung des Abgeordnetenhauses bedarf, die Zustimmung zu versagen.

Sie beauftragt den Vorstand, diese einstimmig gefaßte Resolution zur Kenntnis der betr. Landtagsabgeordneten zu bringen."

—X

## Der Trauschein

von dem wir in voriger Nummer sprachen, ist hübsch und gefällt uns wohl. Freilich mutet die mittelalterliche Tracht des jungen Paares im Vordergrund und die vieltürmige Stadt im Hintergrund am breit dahinfließenden Strom ein wenig romantisch an, aber schließlich ist's der deutsche Mann, der dem deutschen Mädchen den Ring an den Finger steckt. Wunderfein ist die Randzeichnung des freien Raumes für die Eintragung von Namen und Datum, über dem die Worte stehen: „Die Liebe höret nimmer auf." Uns will dies Bild doch richtiger dünken, als das der Hochzeit zu Kana, oder solche mit dem Herrn als fungierenden Pastor. Ein weltlich Geschäft ist eheschließen, hat schon Luther gemeint, und die Welt, wie Christen sie denken, ist ja nicht gottverlassen, und wir denken Gottes und seines Gebotes auch dort, wo die Weltordnung in Zucht und Sittlichkeit als eine Gottesordnung uns begegnet, auch wenn sie einmal nicht mit Kreuz oder Jesuschild signiert ist. Auch diesen Schein sendet der Verlag: August Frick, Freigutstraße 26, Zürich II zur Ansicht. Das Blatt kostet 40 Pf. das Stück.

Soeben erschien:

**Was fordert die moderne Gemeinde von ihrem Pfarrer?**

**Vortrag**

von **H. Geffcken,** Dr. jur. et phil.
Professor des öffentlichen Rechts an der Handels-Hochschule Köln.

8°. 36 Seiten. **50 Pf.**

| | |
|---|---|
| 10 Exempl. | à 45 Pf. |
| 25 „ | à 40 „ |
| 50 „ | à 35 „ |
| 100 „ | à 30 „ |
| 500 „ | à 20 „ |

Zu beziehen durch die
**Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb, Schöneberg-Berlin.**

**Der Abonnementspreis unseres Blattes**
beträgt — bei **direkter** Zusendung — für

| | |
|---|---|
| 1 Vierteljahr | **1,90 M.** |
| 2 Monate | **1,25 M.** |
| 1 Monat | **0,65 M.** |

Das Abonnement kann mit **jeder beliebigen** Nummer beginnen.

**Verlag des Protestantenblattes, Schöneberg-Berlin.**

Verlag von Moritz Diesterweg in Frankfurt a. Main.

Soeben erschien:

**Die religiösen Ideale der modernen Theologie.**

1. Unser Ideal persönlicher Frömmigkeit, von Oberlehrer **H. Schuster.**
2. Unser Verständnis der Bibel, von Senior Prof. D. **W. Bornemann.**
3. Unsere Beurteilung des Dogmas, von Pfarrer **W. Veit.**
4. Unser Ideal religiöser Gemeinschaft, von Pfarrer D. **E. Foerster.**

**Preis geheftet 1,60.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

**Kindergesangbuch.**

Dritte völlig umgearbeitete Auflage.

Im Auftrage herausgegeben von
**Alfred Fischer, Pfarrer in Berlin.**
Enthaltend **126 Choräle.**

Kl. 8°, kartoniert **40** Pf. Von **50** Exemplaren an **30** Pf.

Ein gutes Kindergesangbuch in schlichter Ausstattung, das die besten Choräle unserer Gemeindegesangbücher und bekannte schlichte Kinderlieder enthält. Es will sich unterscheiden von ähnlichen Heften, die nach englischem Wesen allerlei Hymnen hineinmischen in unsern Kindergottesdienst. 126 Lieder, bei denen sinngemäß eine Auswahl der Verse als für Kinder geschehen ist.

Zu beziehen durch die
**Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb Schöneberg-Berlin.**

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. — Verlag des Protestantenblattes, Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstraße 15. — Druck von Hoffmann & Reiber, Görlitz.